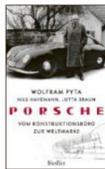


Ein Opportunist reinsten Wassers

Ein Genie ganz nach Hitlers Geschmack: Um im „Dritten Reich“ erfolgreich zu sein, musste Ferdinand Porsche nur skrupellos genug sein. Eine Studie untersucht nun den Aufstieg des Konstrukteurs.

Wie hat es Ferdinand Porsche vom kleinen Konstruktionsbüro zum Namensgeber eines weltweit bekannten Konzerns gebracht? Der Stuttgarter Historiker Wolfram Pyta hat zusammen mit Jutta Braun und Nils Havemann ein Buch über Porsche und die Anfänge des Unternehmens bis in die fünfziger Jahre vorgelegt. Seine These: Porsche und Volkswagen gebe es nicht ohne die enge Beziehung zwischen Ferdinand Porsche und



Wolfram Pyta, Nils Havemann, Jutta Braun: „Porsche“. Vom Konstruktionsbüro zur Weltmarke.

Siedler Verlag, München 2017. 512 S., Abb., geb., 28,- €.

Adolf Hitler. Aber war der Ingenieur, der den Volkswagen entwickelte, deswegen ein Nationalsozialist?

Pytas Ergebnis ist eindeutig: Ohne politische Rückendeckung wäre der rasante Aufstieg des kleinen Konstruktionsbüros Porsche zu einem Entwicklungsbetrieb für Autos nicht möglich gewesen. Pyta stellt fest, „dass Ferdinand Porsche ein politischer Konjunkturritter war, der die Nähe zur Politik suchte, um sich unter ungewöhnlich opulenten Bedingungen als Konstrukteur, Entwickler und Hersteller von Versuchsfahrzeugen zu betätigen“. Die Legende vom unpolitischen Ingenieur, der allein in der Welt der Technik zu Hause war, stimmt also nicht.

Die Nationalsozialisten unterwarfen nach 1933 Wirtschaft und Unternehmen den Interessen des Staates. Porsche nutzte die Chance, sein Unternehmen direkt beim Reichskanzler oder beim starken Mann der Arbeitsfront, Robert Ley, der das Projekt „Kraft durch Freude“-Wagen steuerte, voranzubringen. Pytas Resümee: „Ferdinand Porsche agierte wie ein Opportunist reinsten Wassers, der instinktiver als skrupellos die sich bietenden ökonomischen Gelegenheiten zum Ausbau seines Familienunternehmens ergriff.“ Doch Porsche war deswegen kein Nationalsozialist. Auch das arbeitet Pyta klar heraus. Es gebe „keine zeitgenössischen Dokumente, die antisemitische Einstellungen zeigen“. Die Ideologie des Nationalsozialismus habe er sich nie zu ei-

gen gemacht. Deziert nationalsozialistische Überzeugungen seien für seinen Erfolg auch gar nicht nötig gewesen, schreibt Pyta.

Es war ein Zufall, dass Porsche, der seine Beschäftigung bei Daimler-Benz im Streit beendet hatte, mit seinem Ende 1930 gegründeten Konstruktionsbüro im März 1933 überhaupt die Chance bekam, beim Bau eines deutschen Rennwagens mitzumachen. Hitler setzte offen auf Daimler-Benz, und es war unwahrscheinlich, dass die Auto-Union, für die Porsches Büro arbeitete, einen Teil der großzügigen staatlichen Subventionen bekommen würde.

Am 10. Mai 1933 empfing Hitler die Delegation der Auto-Union. Schon die Zusammensetzung der Delegation ließ erahnen, dass der Diktator wenig Interesse hatte, sie zu beteiligen. Zu viele „nicht-arische“ Führungskräfte waren dabei. Entsprechend eisig verlief das Gespräch. Es war Ferdinand Porsche, der die Wende schaffte. Er stieß eine technische Debatte an – und schlug damit die richtige Saite bei Hitler an, der für technische Innovationen empfänglich war.

Die Erfolge mit den Rennwagen öffnete Porsche am Ende auch das Tor zur Entwicklung des Volkswagens, der für Hitler ein genuin politisches Projekt war. Er schmückte Porsche mit dem Prädikat „genial“, denn der Konstrukteur mit seinem autodidaktischen Lebensweg entsprach genau seinem Genieprofil. Indem Hitler das Volkswagen-Projekt zur Chefsache erklärte, erhielt Porsche die Alleinverantwortung für Konstruktion und Entwicklung. Er konnte sich mit dem Volkswagen ein technisches Denkmal setzen. Doch der Kriegsbeginn 1939 stoppte die Pläne. Stattdessen begann im neu errichteten Werk im heutigen Wolfsburg im Sommer 1940 die Produktion einer militärischen Variante des Volkswagens.

Nach Kriegsende holte die enge Bindung zu den Spitzen des nationalsozialistischen Regimes Ferdinand Porsche ein. Umso erleichterter zeigte er sich nach dem Entnazifizierungsverfahren. „Ich wurde kostenlos entbräunt“, sagte er. Bis zu seinem Tod 1951 konnte der Patriarch dennoch nicht wieder aktiv arbeiten. Zwar waren Teile des Firmenvermögens nach Österreich gebracht, wo Porsche als Unternehmen weiterarbeitete, doch der Patriarch kam dort als deutscher Staatsbürger nicht an sein Vermögen; seine Firma in Stuttgart hielten die amerikanischen Besatzungsbehörden unter Kontrolle.

In einem der spannendsten Kapitel seiner Studie hat Pyta bislang Unbekanntes über Ferdinand Porsches Zeit in französischer Haft zutage gefördert. Bereits Ende 1945 gab es in der provisorischen französischen Regierung Überlegungen, Porsche für die Entwicklung eines französischen Volkswagens zu verpflichten. Frankreich strebte nach dem Krieg in der Schlüsselbranche Automobilbau die Führungsrolle in Europa an. Porsche würde zwar nicht als Hersteller auftreten, aber als Lizenzgeber wäre er am Erfolg dieser „voiture populaire“ beteiligt. Statt des Deutschen Reiches wäre die Republik Frankreich zum staatlichen Auftraggeber geworden.



Enge Bindung zu den Spitzen des Regimes: Ferdinand Porsche (1875 bis 1951) in einer undatierten Aufnahme Foto Porsche, Historisches Archiv

Das kommunistisch geführte Industrieministerium wollte mit diesem Plan Renault, damals im Staatsbesitz, zur Nummer eins bei Kleinwagen machen. Die Geschichte der europäischen Autoindustrie wäre anders verlaufen, hätte Porsche in Frankreich am ganz großen Rad drehen können. Doch ein Vorstoß des Renault-Konkurrenten Peugeot stoppte die Pläne. Aus Sicht des französischen Familienunternehmens würde ein KdF-Wagen bei Renault dem Wettbewerber einen uneinholbaren Vorsprung bei Kleinwagen verschaffen. Jean-Pierre Peugeot erhob daher schwere Vorwürfe gegen Porsche: Der sei mitverantwortlich für die Deportation der

Chefetage des Peugeot-Werks. Am Ende erwiesen sich die Beschuldigungen zwar als haltlos, doch als der kommunistische Industrieminister Marcel Paul im November 1946 zurücktrat, verlor Porsche seinen Förderer. Und doch: Porsche hat als Berater auch beim Renault 4CV Pate gestanden.

Dass mit dem Einstieg in die Sportwagenproduktion Porsche auch als Produktname auftaucht, hat mit Ferdinand Porsche schon nicht mehr viel zu tun. Die Wirren der Nachkriegszeit haben nicht nur dazu geführt, dass die Familie sich in Zweige Porsche und Piëch spaltete – eine Trennung, die bei der Haupteigentümergefamilie von VW bis heute nachwirkt.

Schlüsselfigur bei der erfolgreichen Neupositionierung der Porsche KG als Sportwagenhersteller war Ferdinands Sohn, Ferry Porsche. Er verfügte über das technische Wissen, nahm aber neben der Rolle als Entwickler auch die Rolle als Unternehmer an.

„Bei der rasanten Expansion der frühen 1950er Jahre schwebte der Geist von Ferdinand Porsche nicht mehr wie eine Art Schutzengel über dem Unternehmen“, schreibt Pyta. An Stelle des Patriarchen sei mit dem Sohn der Entrepreneur getreten, der sich unter marktwirtschaftlichen Bedingungen bewährte und Porsche zur Weltmarke machte. CARSTEN GERMIS

Akteneinsicht in Bayreuth

Zum hundertsten Geburtstag: Neues über Wieland Wagner

„Lebensakte“ – lautete der Titel eines Buches, mit dem Wolfgang Wagner vor einem Vierteljahrhundert das Versprechen, das über Bayreuth liegende Nebelgrau zu „lichten oder gar zu zerstreuen“, mit den Mitteln einer Weißwäsche vollzog. Tiefe Einblicke in die Aktenlage gewährt ein Buch, das zum hundertsten Geburtstag Wieland Wagners, des älteren Bruders, vorgelegt wurde. Es ist dem „Revolutionär und Visionär des Musiktheaters“ gewidmet.

Dem Vorwort des Herausgebers Till Haberfeld, der seine eigenen Bayreuther Verwicklungen als Beleg für den Rang Wieland Wagners versteht, folgt eine Abhandlung von Oswald Georg Bauer: „Wieland Wagner – Der Weg ist das Ziel.“ Bei der Beschreibung dieses Weges werden alle persönlichen und politischen Stationen ausgeklammert: Sei es der (ahnungslose?) politische Opportunismus, mit dem Wieland die Rolle von Hitlers Ziehsohn annahm, und das Geschick, mit der er sich nach 1945 dem hochnotpeinlichen Prozess der Entnazifizierung entzog; sei es seine konfliktöse Ehe mit der Choreographin Gertrud Reissinger oder die Beziehung zu der Sopranistin Anja Silja.

Bauer, der im vergangenen Jahr eine riesige Chronik zur Geschichte Bayreuths zwischen 1976 und 2000 vorgelegt hat, widmet sich dem Regisseur, der nach der Maxime seines Großvaters ans Werk ging: „Kinder, schafft Neues“ und jene Werkzeuge bekämpfte, die zum „Laster der Erstarrung“ wurde. Wer etwas über die erbitterten Widerstände durch die Wagner-Orthodoxie erfahren will, zu der sich auch der jahrelang auf den „Parsifal“ abonnierte Dirigent und Thomas-Mann-Denunziant Hans Knappertsbusch schlug, ist auf Bauers Festspiel-Chronik angewiesen. Hier geht es Bauer allein um die Grundlagen, auf die Wieland seine Arbeit stützte: den griechischen Mythos als Ursprung des europäischen Theaters und dessen Verwandtschaft mit der „Ring“-Tetralogie; die Tiefenpsychologie; die Archetypik der Personifizierung und die gründliche Analyse von Dramaturgie und Musik.

Was Bauer sachlich-konzentriert zusammenfasst, wird im Hauptteil des Buches durch Texte des Regie-Workaholics Wieland zu seinen vierundsechzig Inszenierungen aus der Zeit zwischen 1951 und 1964 und durch Bühnenbilder dokumentiert – auf mehr als 250 Seiten. Diese Bilder sprechen kaum weniger eindringlich und suggestiv als die Texte des Regisseurs; über das Theater als magischen Verkündigungsort geistiger Wirklichkeiten; über den Charakter der Werke; über die Psychologie der Figuren, die er in Briefen an seine Künstler erklärte – wie einst sein Großvater.

JÜRGEN KESTING

Wieland Wagner: „Revolutionär und Visionär des Musiktheaters“. Hrsg. von Oswald Georg Bauer und Till Haberfeld.



Georg Bauer und Till Haberfeld.

Deutscher Kunstverlag, Berlin 2017. 312 S., zahlr. Abb., geb., 68,- €.

Der Capo kratzt sich nicht in einem feierlichen Moment

Die Camorra – ein Kinderspiel? Roberto Savianos neuer Roman „Der Clan der Kinder“ beschreibt und ästhetisiert den abgehängten Süden Italiens

Der Titel des Originals fällt in der Übersetzung ins Wasser. In den Golf von Neapel, den Schauplatz des neuen Romans von Roberto Saviano, über den hinaus er auch im Italienischen in dieser Bedeutung nicht geläufig ist. „La paranza dei bambini“ nennt der Schriftsteller, was im Deutschen „Der Clan der Kinder“ heißt: „Paranza“ ist ein Wort vom Meer, es kann das Boot, „das Fische mit Licht in die Falle lockt“, aber auch Abkürzung für „Frittura di paranza“, ein Gericht aus kleinen, frittierten Meerestieren, bedeuten, eine grobe Mischung, die nur als Ganzes ihren „charakteristischen Geschmack“ bekommt und, schnell erhitzt und gegessen, eine Delikatesse ist. Der Autor stellt entsprechende Erläuterungen dem ersten und dem letzten der drei Teile des Buches voraus, in dem „paranza“ eine Bande junger Camorristi, „keiner von ihnen war älter als sechzehn“, meint. Der Titel wird zur vieldeutigen Metapher.

Kleine Fische, die vom gleißenden Licht angezogen werden, sind auch Nicolas Fiorillo und seine Freunde aus dem Altstadtviertel Forcella, die auf die Spitznamen Briatò, Tucano, Dentino, Dragò, Lollipop, Pesce Moscio, Stavodiccendo, Drona, Biscottino und Cerino hören. Für Nicolas war das Nuovo Maharaja, ein Luxus-Restaurant über dem Meer auf den Felsen von Posillipo, dieses Licht, das ihn anlockte. Seit seiner Kindheit kennt er es, eine protzige Festung, Treffpunkt der Reichen und Schönen. Hier nicht nur einmal essen, sondern täglich ein- und auszugehen und sein eigenes Separee zu haben – das ist sein Traum und sein Ehrgeiz, mit dem er seine Freunde angesteckt hatte, so dass sie ihm den Spitznamen „Maraja“ verpassten. Glanz, der ihn blendete.

Aber wie sollte Nicolas, der Vater ist Sportlehrer, die Mutter hat eine kleine Wäscherei, das schaffen? Und wie lange

würde er dafür brauchen? Dann aber hatte Copacabana mit Agostino gesprochen und ihm und seinen Freunden, zu denen auch Nicolas gehört, angeboten, für ihn zu arbeiten. Copacabana war der Capo im Viertel, einer von den Striano, doch seine Organisation war zerschlagen und er nur davongekommen, weil er sich in Brasilien versteckt hatte. Jetzt musste er alles neu aufbauen, die Jungs sollten ihm dabei helfen und in der Schule, im Freundes- und Bekanntenkreis Haschisch verschieben. Wie einfach das war! Die Geschäfte liefen gut, eines Tages aber sind sie aufgefallen. Die Eltern waren außer sich, es setzte Ohrfeigen, doch nur einer von ihnen, der die Verantwortung übernahm, ging in den Knast. Die Jungs hielten dicht. Woraufhin Copacabana sie ins Nuovo Maharaja einlud. Hier nun fängt ihre Karriere erst richtig an. Aus Dealern werden Puser, Erpresser, Mörder.

Roberto Saviano hat einen Entwicklungsroman über den abgehängten Süden Italiens geschrieben, wo Rückständigkeit und Staatsversagen, Jugendarbeitslosigkeit und Korruption die Weichen für kriminelle Karrieren stellen. Sein „Held“ ist Nicolas, genannt Maraja, ein intelligenter Typ, der, blond und „schwarze Nadelaugen“, tat, „was alle in seinem Alter taten: Nachmittage auf dem Moped vor der Schule, Selfies und die Sucht nach Sneakers“. Ein Anführer, der seinen Machiavelli gelesen und sich viel von Mafiafilmen abgesehen hat. Ein Gewalttäter, der, und damit beginnt der Roman, sich Renato, weil der Fotos von seiner Freundin Letizia mit „Likes“ markiert hat, vorknöpft und übel malträtiert. Schon als Kind war er Zeuge eines Mordes gewesen, bei dem das Blut in Bächen über die Straße floss. Das hat ihm jede Angst genommen.

In der Saletta, einem Treffpunkt zwischen Bar, Tabakladen, Spielhalle und



Hat Roberto Saviano die Verfilmung schon im Blick? Foto Galimberti/Matter/Reprints/Laif

Wettbüro, gibt Nicolas den Ton an. Schnell lernt er dazu, beherrscht Erniedrigungen und Entwertungen, verschafft sich Autorität, Gier und Machtbewusstsein treiben ihn an. Er liebt Letizia, für die er einen Luftballon nach dem anderen aufblasen lässt, „bis zu den Sternen“, ist stolz auf den Cippo, die griechischen Steine in seinem Viertel, und Tifoso von Napoli. Familiär weder vorbelastet noch disponiert, boxt er sich nach oben. Ein Selmade-Mafioso. Er beschafft sich eine Pistole, nimmt sie, in der Unterhose versteckt, mit nach Hause und beeindruckt seinen Bruder Christian damit: „König spielen.“

Bald werden die Verbrechen dreister, skrupelloser, brutaler: Die Paranza überfällt einen Tabakkiosk, zockt die „Scheißmarokkaner und Neger“, dann die Park-

wächter ab, sogar von den Müttern auf dem Spielplatz fordert sie Schutzgeld. Und schaltet sich, als das Nuovo Maharaja ausgeräumt wird, ein, indem sie den Zigeunern, die sie für die Täter hält, auf die Pelle rückt. So stört sie die Geschäfte eines Clans, der ihr Anteile anbietet. Doch Nicolas baut seine eigene Organisation auf, die das alte, auf Blutsbanden beruhende System überwinden und die Kontrolle über das Viertel gewinnen will. Die Feinde der Feinde sind seine Verbündeten: „Camorra 2.0“. Er besorgt eine leerstehende Wohnung als Versteck, legt Regeln fest, denen alle sich fügen müssen, verschafft sich Zugang zu dem alten Capo, bietet ihm, haarscharf balancierend zwischen Respekt und Präpotenz, die jugendliche Stirn, und erträgt scheinbar ungerührt die Demütigung, sich ausziehen und nackt vor ihm sitzen zu müssen.

Als er seine Freunde zu „Blutsbrüdern“ einschwört, folgt Nicolas dem Ritual, das er aus Giuseppe Tornatores Film „Der Professor“ („Il camorrista“) kennt. Die Paranza besorgt sich Maschinenpistolen und halbautomatische Revolver, spendiert in der Straße ein Feuerwerk, um auf dem Dach ungestört Schießübungen auf Fernsehantennen und Satellitenschüsseln abhalten zu können, richtet bei einer unverdächtigen Pflegerin aus Eritrea ein Waffenlager ein, trainiert „Neger-Abknallen“ am Bahnhof, stößt mit Moët & Chandon an und scheidet haufenweise Geld. Niemand ist vor ihr sicher. Aus den kleinen Fischen sind Haie geworden: „Wir werden bald die Könige von Neapel sein.“ Auch Roipnol, den alten König, lässt Nicolas aus dem Weg räumen. Doch sein Aufstieg ist von Hybris begleitet, die ihm zum Verhängnis wird. Dass er Dumbo, den Freund seines kleinen Bruders, umbringt, bezahlt dieser mit dem Leben: Zum Finale wird

Christian, als er auf der Rolltreppe der Metrostation Toledo ins Licht fährt, von drei Schüssen niedergestreckt.

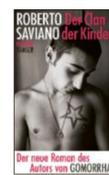
Zehn Jahre nach „Gomorra. Reise in das Reich der Camorra“, dem 2006 erschienenen Welterfolg, hat Roberto Saviano mit „Der Clan der Kinder“, der in Italien Ende 2016 herauskam, einen Roman vorgelegt. Aus dem investigativen Journalisten, der beobachtet, recherchiert, dokumentiert und (oft in der ersten Person) berichtet, ist ein auktorialer Erzähler geworden, der in der dritten Person schreibt – und seine Erkundungen der organisierten Kriminalität fortsetzt. Doch nicht mehr so sehr die Strukturen der Camorra, ihre Geschäftsfelder, Handelswege und ihr Filialwesen, werden analysiert als ihre Psychologie und Ideologie, ihr faschistisches Menschenbild und ihre pervertierten Tugenden inspiert, der Kitsch und die bigotte Religiosität, die Selbststilierung und das Gebaren: „Ein Capo kratzt sich nicht in einem feierlichen Moment“, sinniert Nicolas einmal.

Einen Camorrista von fünfzehn Jahren hat die neapolitanische Literatur schon vor mehr als hundert Jahren vorgestellt: Filippo Mastriani, ein heute vergessener Autor, brachte 1909 den Roman „Un camorrista di 15 anni“ heraus, in dem ein Priester namens Pietro Paranza (!) der Mafia zuarbeitet. Roberto Saviano aber reflektiert ein aktuelles Phänomen, (nicht nur) in Neapel verbreiten „Baby-Gangs“ von Zehn- bis Elfjährigen Angst und Schrecken. Kinder ohne Kindheit, Jugend ohne Gott. In „Der Clan der Kinder“ bebt die Stadt am Vesuv als apokalyptisches Sündenbabel, neben dem sich das Nachkriegs-Neapel der Elsa Ferrante als schlechte Idylle ausnimmt.

Ein hartes Buch, ungeschminkt und schroff, auch wenn die Gewalt sich mitunter in die Grotteske dreht. Dabei sind die

Figuren fiktiv, doch die Geschichte ist nicht frei erfunden, sie hat Vorbilder in der Wirklichkeit, stützt sich auf Gerichtsfälle und Abhörprotokolle der Polizei. Der „bimbi-killer“ Emanuele Sibillo, der 2015 im Alter von zwanzig Jahren in Forcella erschlagen wurde und für Nicolas Pate stand, genießt bereits Heldenstatus. Spannend und mit viel direkter Rede erzählt, lässt der Roman den neapolitanischen Dialekt zu Wort kommen. In der schnellen, stimmigen Übersetzung von Annette Kopetzki, die auch Abkürzungen wie „DEA“ (für „Drug Enforcement Administration“) stehen lässt, können davon nur Rudimente übrig bleiben. Fehlerhaft kehrt „Adda muri mammà!“ wieder, mit dem Nicolas jeden Zweifel und jede Widerrede ausschließt: „Sonst soll meine Mutter tot umfallen.“

Im lichtspielerisch aufgezogenen Showdown, aber auch schon in Szenen zuvor, hat der Leser die kommende Verfilmung des Romans bereits vor Augen: Ein Aufstieg aus der Unterwelt, eine Fahrt in die Sonne, die auch an Francis Ford Coppolas „Pate III“ anschließt, an dessen Ende Don Michael Corleones Tochter Mary auf der Treppe des Teatro Massimo in Palermo erschossen wird. Hier bedient der Roman Kinobilder der Mafia, die sich erfolgreich über die Wirklichkeit gelegt haben und, auf den Effekt kalkuliert, die Verbrechen ästhetisieren. Womöglich ein Glanz, der Roberto Saviano lockt und blendet? ANDREAS ROSSMANN



Roberto Saviano: „Der Clan der Kinder“. Roman.

Aus dem Italienischen von Annette Kopetzki. Carl Hanser Verlag, München 2018. 416 S., geb., 24,- €.